

„Bodensee-Ritt“ wurde verteidigt

Der Linzer Konzertverein hat eine Kulturaufgabe

Die Redaktion der „OOeN.“ forderte mich liebenswürdigerweise auf, zur Verteidigung der künstlerischen Leistung des 2. Abonnementskonzerts des Linzer Konzertvereins, die ich in meiner mit „Der Ritt über den Bodensee“ betitelten Kritik vom 7. ds. in Frage ziehen mußte, Stellung zu nehmen. Das ist guter journalistischer Brauch, und ich bitte Herrn Straub, der als Verteidiger in der Ausgabe vom 13. ds. fungierte, für die Verspätung meiner Antwort um Entschuldigung. Reise und anschließende Krankheit verschuldeten sie.

Zur Sache: es ist tatsächlich eine „Binsenweisheit“, daß es wenige Künstler gibt, die den positiven Wert einer sogenannten „negativen“ Kritik einsehen. Das ist menschlich verständlich, aber künstlerisch von Nachteil. Uebrigens gibt es Künstler, die es einsehen und aus einer „negativen“ Kritik lernen. Es sind nicht die schlechtesten. Aber ist es überhaupt richtig, von „negativer“ und „positiver“ oder, wie Herr Straub, von „aufbauender“ Kritik zu sprechen, womit doch wohl das Ja-sagen gemeint ist, was einige Wenn und Aber vielleicht nicht auszuschließen braucht? Meiner Meinung nach gibt es nur eine „Kritik“. Das Wort kommt vom Griechischen und bedeutet wörtlich „Unterscheidung“. Eine ernst zu nehmende Kritik muß also künstlerische Leistungen „unterscheiden“. Und bedenken, daß jede positive Bewertung einer negativen Leistung die guten Leistungen schädigt. Die Kritik hat nämlich auch die Aufgabe, die größeren Zusammenhänge zu beachten. Was den „Ritt über den Bodensee“ anlangt: man kann nicht behaupten, daß ich mich nicht bemüht hätte, die Wahrheit zu finden. Sie allein ist „aufbauend“, wenn auch nicht immer angenehm.

Herr Straub irrt, wenn er glaubt, daß es irgend jemanden gäbe, der die Tätigkeit eines Dilettantenorchesters nicht anerkennen wird. Sie ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Nur bleibt tatsächlich die Frage offen, ob ein Dilettantenorchester öffentlich konzertieren soll. Die Zeiten Mozarts sind nun einmal vorüber. Mozart hatte noch kein Berufsorchester zur Verfügung. Heute gibt es den Beruf des Musikers. Das hat seine guten Gründe. Die technischen Anforderungen stiegen im Laufe des 19. Jahrhunderts derart, daß man eben nicht mehr „nebenher“ gut musizieren konnte. Der Berufsmusiker trat auf den Plan. Schon allein diese bekannte Tatsache müßte Herrn Straub auf den Gedanken bringen, daß es eben doch ein Unterschied ist, eine Haydn-, Mozart- oder eine Tschaikowskij-Symphonie zu spielen. Es hat auch seinen guten Grund, wenn die gesamte Musikerziehung nicht bei Brahms, Bruckner oder Tschaikowskij beginnt, sondern bei der alten Musik und der frühen Klassik. Eine andere Frage ist allerdings die künstlerische Formung. Sie steht über der technischen Forderung, ob diese nun kleiner oder größer ist. Aber die technische Makellosigkeit ist in jedem Falle die Voraussetzung. Und hier setzt meiner Meinung nach eben gerade für ein Dilettantenorchester, wenn es öffentlich konzertiert und sich damit den im öffentlichen Musikleben geltenden Maßstäben unterwirft, die Pflicht ein, der künstlerischen Wahrheit zu dienen. Es ist gar keine Frage, daß im Linzer Konzertvereinsorchester gute Musiker sitzen. Welche Gründe es unmöglich machen können, aus einer Vereinigung guter Musiker ein technisch einwandfreies Tschaikowskij-Orchester zu bilden, darüber könnte Herr Prof. Konrath die beste Auskunft geben.

Ich muß zu meinem Bedauern feststellen, daß Herrn Straubs Argumente, die er für die öffentliche Betätigung eines Dilettantenorchesters ins Treffen führt, zwar hochachtbar sind, aber auf schwankendem Boden stehen. Das Dilettantenorchester ist der guten alten Hausmusik vergleichbar. Diese übt und spielt — leider heute viel zu wenig — zu Hause in den eigenen vier Wänden. Im Augenblick, wenn sie — notabene gegen Eintrittsgeld — in die Öffentlichkeit tritt, stellt sie Ansprüche, die über ihr Vermögen gehen.

Ob es sich noch um eine „subjektive Auffassung“ handelt, wenn ein Dilettantenorchester „trotz mangelnder Vollkommenheit“, wie Herr Straub zugibt, öffentlich dokumentiert, daß Musizieren eine „Herzenssache“ ist, glaube ich nicht. Aber er scheint ja auch das Recht, Tschaikowskij zu spielen, aus der Tatsache abzuleiten, daß es eben einfach keine guten Bläser gibt. Warum, wenn schon ein Berufsorchester keine guten Bläser hat, sollte also ein Dilettantenorchester nicht Tschaikowskij spielen? Diese Art Logik geht, offen gestanden, über mein — Vermögen.

Hans Rutz.